An Bord.

Erlebnisse bei den deutschen See- und Luftflotten.

Von Anton Fendrich. Copyright 1916 by Franckhesche Verlag, Stuttgart.

(Schluß.)

Ich gab dem Maat die Hand und versprach, die Botschaft getreulich auszurichten. Dann aber begann auf dem Meeresgrund eine politische Aussprache, so einfach, so gerade, so ohne alle Künste und Kniffe, wie sie nur irgendwo geführt werden kann, wo der ganze Ernst des Krieges allem Maulheldentum die Hand dicht auf die Zähne legen würde und wo die unerbittliche Wirklichkeit aller hohlen Schwatzsucht den Atem verschlägt.

Wenige Tage nach dieser Unterseediskussion fuhr ich in Wilhelmshaven mit einer Abteilung Matrosen, die Gewehre zum letzten Salutschießen über den Gräbern gefallener Kameraden holen sollten, nach dem „K. W. Zwo". Der Flottenchef erwartete mich dort. Diesmal nach der Schlacht.

An uns vorbei glitt ein Kahn voll russischer Gefangener, die von ihrem Wohnschiff wieder zu ihren Erdarbeiten gebracht wurden.

„Die Russij, die verfluchten Hunde!" sagte einer der Matrosen, ein schwarzer Bursche mit einer aufgestülpten Nase und einem breiten Mund, „die helfen uns noch das Brot wegtreffen!"

„Na, die können auch nichts für," erwiderte ihm abwehrend ein älterer mit einem semmelblonden Schnurrbart.

„Und die Engländer, die wir gefangen haben, die können wohl auch nichts für?" warf ein dritter mit einem scharfgeschnittenen Kopf und kühlen Augen fast drohend dazwischen.

„Das will ich nicht sagen," gab der Blonde ruhig zurück. „Die Russen, die haben ja keine Vernunft. Das sind arme Kerle, halbe Tiere. Das sind ja keine Menschen. Das ist eine Herde, die werden getrieben. Aber die Engländer, die wissen, um was es geht. Jeder einzelne! Ich kenne die Brüder. Die haben uns die ganze Suppe eingebrockt. Die haben kein Erbarmen. Da dürfen wir noch weniger haben."

Alle nickten. Was ein Streit zu werden drohte, das wurde ein Einklang durchs ganze Boot.

Auf dem „K. W. Zwo" war alles wie vor ein paar Wochen. Nur die Gesichter waren anders. Bei den Offizieren vom Stab und besonders beim Flottenchef selbst war der Krampf des schweren Wartens und der verhaltenen Kraft aus den Zügen gewichen. So sehen Sieger aus. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich den Admiral Jellicoe und seine Offiziere einmal unbeachtet hätte sehen können. Aus ihren Gesichtern wäre die Wahrheit besser zu lesen gewesen, als aus ihren Artikeln in der „Temps".

Der Flottenchef empfing mich mit der ganzen herben Einfachheit seines Wesens, die etwas Wohltuendes an sich hat: „Kein Mensch braucht zu fürchten, daß ich hochmütig werde über die Erfolge unserer Flotte. Ich bin ein protestantischer Pfarrersohn und weiß, vor dem Skagerrak bin ich von dem da oben hinein- und auch wieder herausgeführt worden. Sie verstehen mich, was ich sagen will. Aber, wenn ich der Admiral Jellicoe wäre, so würde ich mich schämen und um den Zylinder bitten. Denn er hatte die lang ersehnte Gelegenheit bekommen, endlich einmal das zu tun, was uns seit Jahr und Tag von England und durch seine Presse, sein Parlament und seine Regierung angedroht wurde, nämlich uns zu vernichten. Und was ist daraus geworden? Wir haben ihnen zweimal so zwischen die Zähne geschlagen, daß sie fürs erste genug daran haben. Wir können die englische Flotte nicht vernichten und haben das auch nie als unser Ziel angesehen. Aber den Engländer immer wieder einmal treffen, so schwer wie jetzt vorm Skagerrak, bis er uns in Ruhe läßt, darin sehe ich unsere Aufgabe, und wird's uns an Hilfe von oben nicht fehlen."

Das war der Hauptinhalt dessen, was mir der Flottenchef in der Stunde sagte, wo ich zum zweitenmal ihm gegenüber in seinem Arbeitszimmer saß. Ich kann mir keinen Führer der Land- oder Seemacht Deutschlands denken, bei dem so viel soldatischer Ingrimm und so unerbittlicher Ernst sich paart mit einer so wahrhaftigen Bescheidenheit und sachlichen Wärme, wie bei dem Chef der deutschen Hochseeflotte. Er ist äußerlich und in seiner ganzen Geistigkeit das Gegenteil von der hochragenden Gestalt des gewandten und süddeutsch-herzlichen Chefs des Aufklärungsgeschwaders, Admiral Hipper. Und der ergänzt wie eine glückliche Verkörperung des Sinns und Zwecks der Panzerkreuzer den Führer der großen Linienschiffe geradezu ideal.

Drum werde ich auch gar nie den Ton vergessen, mit dem die vorhin genannten Matrosen während des Vorbeifahrens an unseren fast unversehrten großen Linienschiffen unter sich sagten: „Solang wir die zwei haben, den Scheer und den Hipper, solang geht's gut!"

Da meinte der Semmelblonde, abschließend: „Der eine ist halt ein Preuß' und der andere ein Bayer. Die tun im Frieden nicht gut beieinander, aber im Krieg, da steckt's, wenn die zusammenschaffen!"

Mit einem übervollen dankbaren Herzen trat ich den Heimweg von der im ganzen fast zweimonatigen Flottenfahrt an. In Berlin umflatterten mich schon die Dutzende von Ausliegungen der englischen Presse, die den ersten Bericht Jellicoes mit seinen großen Eingeständnissen schon in einen Sieg Albions zurechtkorrigieren. Die deutschen Blätter kämpfen schon ängstlich mit Tonnenzahlen gegen die englischen Lügenbeuteleien, und da und dort schien englische Dreistigkeit wieder einmal den deutschen Anstand erschüttert zu haben. Die erste Frage von Freunden in der schwäbischen Hauptstadt lautete: „Wer hat nun eigentlich am Skagerrak gesiegt, die Engländer oder wir?"

Also wieder eine Auferstehung der geliebten Miesmacherei. Ich antwortete mit einem Fluche.

Zwei Tage darauf kam der zweite Bericht des Admiralstabs, in dem noch nachträglich der Verlust der „Lützow" und der „Rostock" gemeldet wurde. „Sehen Sie," sagte man mir, „was noch alles dahinter steckt. Schließlich haben die Engländer doch recht gehabt, wenn sie sagen, wir hätten den Kampfplatz geräumt."

So ging es weiter. Und der deutsche Michel stand wieder einmal sprachlos vor der eleganten Hosenfalte des John Bull und vor seiner wortsicheren Kunst, auf der Bühne des Erdballs als der redlichste Mensch aufzutreten, während er selbst, der Michel, wie ein armer Sünder hinterherstotterte, weil der Admiralstab aus guten Gründen nicht gleich alles gesagt und ein Schiff nicht für verloren erklärt hatte, das noch schwamm. Und der alte Unmut über unser deutsches Volk, das an seine eigenen Siege nicht glauben will, während die andern Völker ihre Niederlagen zu Triumphen umdichten, erfaßte mich wieder einmal.

Muß denn da nicht gesagt werden, was England eigentlich wollte, als es Krieg mit uns anfing, und was es erreicht hat? Und was wir wollten, und was wir erreicht haben?

Die größenwahnsinnige Trivialität des Wortes von den Ratten, die in den deutschen Flußmündungen ausgegraben werden müßten, und von dem deutschen Admiralstab, der am Tage nach Kriegsausbruch erfahren würde, daß er einmal eine Flotte gehabt, darf uns durchaus nicht abhalten, immer wieder an diese trampelnden Geschmacklosigkeiten zu erinnern. Denn sie enthalten nichts weniger als den ursprünglichen Kriegsplan der englischen Flotte.

Die fast zweijährige Aufschiebung dieses Planes hat zwar die Maulfertigkeit Englands in ihrer ganzen Größe enthüllt, dem Plan selbst aber an Gefährlichkeit nichts genommen. Im Mai des zweiten Kriegsjahres wollten die Engländer die Schlacht, so wie wir sie längst gewollt und gesucht hatten, und Herr Jellicoe beabsichtigte nichts Geringeres, als unsere Vernichtung zur See. Wer mit der ganzen verfügbaren Seegewalt, d. h. mit 53 der größten Schiffe, von drei Seiten zugleich herdampft, natürlich begleitet von den Schwärmen von kleinen Kreuzern, Zerstörern und Torpedobooten, der lügt, wenn er es in Abrede stellen will, daß ihm die langersehnte Stunde gekommen schien, wo er durch eine großangelegte Einkreisung die deutsche Flotte abzufangen und dann seiner Majestät, dem goldenen Minotaurus von Albion, gehorsamst zu Füßen legen wollte.

Und das Endergebnis?

Von der Tonnenzahl möchte ich eigentlich nicht reden. Mit den Schiffstonnen bei einer Seeschlacht ist es wie mit den Menschen und mit dem Herzen. Sie müssen gewogen und nicht nur gezählt werden. Trotzdem stehen, wenn man noch den „Warspite" als gesunken annimmt, was die englische Admiralität bisher nicht zugestanden hat, 145,000 Tonnen englischer Verluste gegen 60,000 deutsche verlorene Kriegsschifftonnen.

Die Engländer haben keinen einzigen Gefangenen gemacht, wir an zweihundert.

Die englische Artillerie war der deutschen nicht nur an Zahl, sondern auch in Kaliber bedeutend überlegen. Trotzdem sind alle unsere Schiffe fast heil zurückgekommen. Ein einziges nur ist schwer mitgenommen worden, wird aber schon wieder zu neuen Taten bereit sein, wenn diese Zeilen gedruckt zu lesen sind.

Die Antwort des englischen Königs auf den ersten Bericht des Admirals Jellicoe, die mit den Worten beginnt: „Ich bin tief bestürzt über die Verluste," klingt nicht nach der Sprache eines Siegers.

Die Absägung von drei englischen Admiralen sofort nach der Schlacht kann unmöglich als ein starker Vertrauensbeweis zu den führenden Männern auf englischer Seite aufgefaßt werden. Der deutsche „Reichsanzeiger" wußte nur von Beförderungen und Auszeichnungen zu berichten.

Alles in allem ist es nicht anders denkbar, als daß der Admiral Jellicoe nach den ersten vier Stunden der Schlacht in unerwartetem Maße die Sprache verloren hatte. Das ist auch verständlich, denn wenn David den Goliath nicht mitten in die Stirne, sondern nur aufs Maul getroffen und ihm dabei ein paar Zähne eingeschlagen hätte, so wären die Philister auch schon ausgerissen. Du aber, deutscher Philister, bleib' stehen! Die Schlacht vor dem Skagerrak war der deutschen Flotte erste Davidstat.

„Stimmt das nun eigentlich mit dem David und dem Goliath?" höre ich eine rechtdenkende Leserin einwenden, die aus der Schule noch weiß, daß Großbritannien mit Irland zusammen rund 300,000 und das Deutsche Reich etwa 500,000 Quadratkilometer groß ist, und daß die Engländer ein Fünfzigmillionenvolk und wir ein Siebzigmillionenvolk sind.

Eine solche Frage ist gar nicht verwunderlich. Der Deutsche ist Gemütsmensch. Der Michel und seine Michelin nehmen bei den Feinden immer am liebsten den günstigsten Fall an. Was die Engländer über uns alles wissen und was wir über die Engländer alles nicht wissen, das geht ins Aschgraue. Darum hier nur drei einfache Zahlen:

England besitzt den vierten Teil der Erde und beherrscht den vierten Teil der gesamten Menschheit. Die Kolonialecke, in der sich der Michel auch ein wenig an der tropischen Sonne wärmen möchte, beträgt noch kein Vierzigstel alles festen Erdreichs. Und wegen dieses verbrecherischen Wunsches fühlte sich Albion gedrängt, mit den Völkern, die den Rest der Erde besitzen, einen Bund zu schließen, zur Austilgung der Germanen. Ein einziges Konzentrationslager des Hungers sollte Deutschland werden. Was man uns an Menschen und Erde übrig lassen wollte, das sollte gerade genügen, damit wir die ungezählten Milliarden Kriegsentschädigung an die Entente in einem Jahrhundert der Fron abverdienen konnten.

Das sind keine Phantasien, das sind hundertfach ausgesprochene Wünsche des maulenden Goliath gegen den kieselharten David.

Die andere Zahl ist noch einfacher:

In 76 Jahren hat England 41 Kriege geführt. Es lebt von Krieg. Der Krieg ist seine beste Erwerbsquelle.

Nun wirft aber vielleicht die gerechtdenkende Leserin noch einmal ein, daran seien eben Englands böse Feinde schuld. Nun gut! Wenden wir uns an Englands Freunde! Die sagen uns dann die dritte Zahl:

Seit Kriegsausbruch bis im Mai dieses Jahres hat England auf 16,451 neutralen Schiffen die Post ausgeraubt und gestohlen. Gegen seine übrige Tätigkeit auf diesem Gebiete ist das ja ein Sonntagsvergnügen. Aber Albion kann's nun einmal nicht lassen, auch nicht bei seinen Freunden.

Kann da ein Mensch sein Herz friedlich beisammenhalten, wenn er diese Zahlen liest, ohne daß es einen Ruck in ihm gibt? Ich habe ja nur drei Ziffern genannt. Man könnte ein dickes Buch schreiben, ohne jede Randbemerkung und Erklärung, ohne Eifer und Voreingenommenheit, nur angefüllt mit solchen nüchternen Zahlen, aus deren dürren Reihen Ströme von Blut quellen und aus deren stummen Zeichen markerschütternde Schreie herausbrechen.

Darum schelte mir keiner die Hasser Englands, die aus ihrem Haß eine heilige Sache machen wollen und Hymnen der Vernichtung hinüberdonnern gegen die Insel!

Nur eine leise Frage möchte ich an sie selbst richten, an diese Herzen voller Galle der Wahrhaftigkeit gegen die dunkeln Giftmischer der Welt, die den Völkern wieder einmal den Becher des Mars zu brauen verstanden, gefüllt bis an den Rand.

Wissen sie nicht, daß jetzt der Haß gegen England gerade in den deutschen Städten am schwersten schwält, wo vor Kriegsausbruch die Liebe zu Albion am größten war, und man sich etwas zugute darauf tat, im Gegensatz zu schlichteren, weniger beweglichen Leuten „etwas Englisches an sich zu haben"?

Kennen sie nicht die alte Gerechtigkeit der Weltgeschichte, die jedes erbarmungslose Auskrottervolk — (zu dem sie so gerne Deutschland der Insel gegenüber machen möchten) — nach dem Siege die inneren Schwären der Besiegten erben läßt, um derentwillen jene diesen ein Aergernis waren?

Ist es ihnen unbekannt, daß gerade in der Zeit, wo Berufene und Unberufene dem Fremdwort den Krieg aufs Messer erklärt haben, Deutschland wieder einmal, wie schon so oft, sein neues Evangelium aus der Hand eines Propheten sich anbieten läßt, der trotz seines aufdringlichen Deutsch-Tuns ein Mischling des Geistes ist und sich nur deshalb keine Zurückhaltung auferlegen kann, weil das allem Englischen wider die Natur geht.

Ich will also nur leise vor der anderen englischen Gefahr warnen, die sich nicht im Haupt- und Kassabuch zeigt.

Da ruft mir jemand zu: „Und Carlyle?"

Da muß ich doch sehr bitten. Jener Ringer und Sucher nach Licht ist im Land geblieben und hat ehrlich nur den Seinen gepredigt. Die neuen Deutschen und alten Engländer aber mischen zu vier Fünftel lebensspendender Wahrheit ein Fünftel lebensgefährliches Gift. Das ist die Lehre von der allein seligmachenden Faust.

Ich stehe nicht im Verdacht, der Weichheit das Wort zu reden. Aber in unseren Tagen ist es eine Beleidigung der Männer an den Fronten, der Kämpfer zu Land und zu Wasser, wenn man sie kriegerisch aufmuntern will. Unsere Getreuen aus allem Volk gebrauchen im Ost und West, im Norden und Süden Faust und Schwert, Ruder und Torpedo in einer Art, daß unsereiner nichts tun kann, als still zur Seite stehen und schweigen, in Ehrfurcht und Erschütterung vor solch unerhörten Heldenleben, wie es ihnen ein selbstverständliches Tagewerk geworden ist.

Warum ich das alles sage?

Wir wollen England nur dadurch nicht besiegen, daß wir selber verengländern.

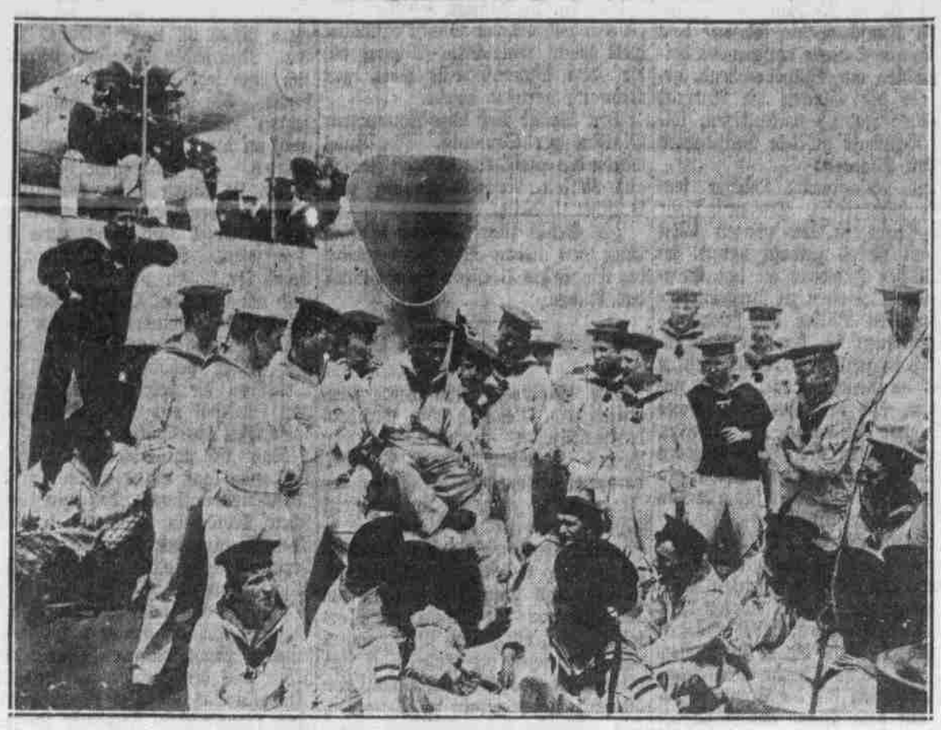
Diese Gefahr ist nicht so sehr klein. In tausend vermessenen Worten erhebt sie da und dort ihr Haupt. Ueber die Waffe ist kein Streit in Deutschland, nur über die Herzen. Und wir glauben trotz des Lächelns vieler Ueberkrieger auf deutschen Kathedern an das alte Wort vom deutschen Wesen, daran wir und die Welt noch einmal genesen sollen.

„Was sollen wir also tun?" ruft es unwillig.

Deutsche werden. Sonst nichts. Die angeborenen Keime unseres Volkes auswachsen lassen zur vollen Blüte und zur reifen Frucht. Dann kommt die Weltgeltung, nach der wir Sehnsucht haben, ganz von selber. Es geht in unseren Tagen über die Erde wie Sensenklingen und Erntesegen. Wir führen die Sense, und wir fahren die Ernte ein. Wir haben es gut. Wenn es der Torheit zuviel wird in Deutschland, dann prasselt ein gnädiges Ungewitter über uns los, das alles noch zur Zeit zurechtbringt. Es geht uns immer früh genug noch schlecht genug.

Drum ist Deutschland ein so rätselhaftes Schiff. Es sieht die neuen Ufer erst, wenn es schon dicht vor den Küsten liegt. Immer wieder einmal muß es durch schwere Stürme hindurch und weiß oft nicht, was werden soll. Dann kommt die erlösende Wut, der „furor". Und auf einmal steht wieder der Regenbogen am Himmel. Dann sind wir hindurchgedrungen zum Größeren. Aber wie es zuging, das hatte kein Mensch gewußt und geahnt. Das Tauchboot „Deutschland" traf auch gerade zur rechten Stunde vor Amerika ein. Unser unerschütterliches Vertrauen auf Führung durch alle Ungewitter und unsere Zielblindheit ist nicht das Geringste an Deutschlands Kraft in seinen schweren Zeiten. England hat sich's bequem gemacht, ein großes Volk zu werden. Deutschland muß den umgekehrten Weg gehen. Der Fluch der Schwere ist bei uns ein Segen. Am weitesten kommt immer der, der bei einem festen Herzen nicht weiß, wohin die Fahrt geht. Das war Siegfrieds Weg und Parzivals und auch der aller nichtsagenhaften deutschen Volkshelden.

Glück auf, Deutschland, du rätselhaftes Schiff! Glückliche Fahrt, du heiliger Panzerkreuzer der Welt! Alle Mannen an Bord!



Plauderstündchen an Bord eines deutschen Kriegsschiffes.

Die das Durchhalten erschweren.

Im Monat Oktober 1916 sind im Landespolizeibezirk Berlin wegen Vergehen und Uebertretungen der kriegswirtschaftlichen Verordnungen auf dem Gebiete des Lebensmittelverkehrs bestraft worden: 25 Schlächter, 126 Obst- und Gemüsehändler, 48 Kolonialwarenhändler, 57 Milchhändler, 19 Bäcker, 14 Verkäuferinnen, 7 Schankwirte, 1 Fischhändler, 1 Konfitürenhändler, 28 Private, 7 Butterhändler, 9 Seifenhändler, 1 Geflügelhändler, 10 Eierhändler, 13 Kaufleute, 3 Mehlhändler und 2 Fouragehändler.

* * *

Gold für Eisen.

Die Kronprinzessin, die Schirmherrin der Goldankaufsstellen ist, besuchte kürzlich die Goldankaufsstelle im Abgeordnetenhaus. Empfangen wurde sie von dem Vorsitzenden und Ehrenausschuß, Oberbürgermeister Wermuth und dem Präsidenten der Reichsbank Dr. Havenstein. Anwesend waren ferner die Gräfin Radolin-Königsmarck, der städtische Dezernent Stadtrat Sauffe und der Bürgerdeputierte Worthmann. Viele der von allen Seiten eingelieferten Goldsachen wurden besichtigt; es wurde berichtet, daß in Berlin in den ersten drei Wochen neben vielen Juwelen acht bis neun Zentner Gold abgeliefert worden sind.

Die Wilhelmsdorfer Goldankaufsstelle hat in den ersten zwei Wochen ihres Bestehens 43 Kilogramm reinen Goldes erworben und über 52,000 Mark dafür ausgezahlt. Der Verkehr beziffert sich auf täglich etwa 150 Personen.

Lazarett an Bord eines deutschen Linienschiffes.

Frankreichs Schuld am Krieg.

Fälschungen und Unterschlagungen, die den russischen Freund reinwaschen sollten.

In einem Artikel der „Neuen Zeit" weist der bekannte Sozialdemokrat E. Heilmann nach, daß die französische Parteipresse alle Mitteilungen über die russische Gesamtmobilmachung, welche den Krieg unvermeidlich machte, völlig verschwiegen oder durch Fälschung der Depeschen für ihre Leser so unkenntlich gemacht hat, daß diese unmöglich die Tragweite der von Rußland ergriffenen Maßnahmen erkennen konnten.

In einem großen russischen Kriegsrat unter Vorsitz des Zaren wurde am Sonnabend, den 23. Juli, die Mobilmachung der vier russischen Armeebezirke von Kiew, Odessa, Moskau und Kasan beschlossen. Das war bekanntlich noch vor Ablauf des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien oder gar der ersten Kriegserklärung. Am selben 25. Juli gingen die englischen Flottenmanöver zu Ende. Aber die englische Flotte wurde nicht auf den Friedensstand zurückgeführt, sondern auf Veranlassung des englischen Marineministers Churchill in Kriegszustand zusammengehalten, wie er selbst im Unterhaus und in der Presse zu seinem Ruhm verkündet hat. Im „Temps" vom 31. Juli wird in einem Telegramm aus Petersburg mitgeteilt, daß diese Tatsache in Verbindung mit den Versprechungen Japans, Rußlands Entschluß, „Festigkeit zu zeigen", sehr gestärkt habe. Auch in Frankreich begannen die kriegerischen Vorbereitungen schon am 25. Juli. In „La Republic Frangaise" vom 31. Juli steht das naive Bekenntnis. „Seit dem 25. Juli regiert in Frankreich die Rue de Grenelle". Dort ist der Sitz des französischen Generalstabes.

In der Nacht vom 29. zum 30. Juli hat Rußland dann den Versuch gemacht, Frankreich zur formellen Gesamtmobilmachung aller Streitkräfte zu veranlassen, was natürlich sofort den Weltkrieg bedeutet hätte. Die russische Botschaft in Paris hatte der französischen Regierung mitgeteilt, daß Deutschland kriegerische Maßnahmen getroffen hatte und in Petersburg eine drohende Sprache anschlage. Nachts um 3 Uhr trat das französische Ministerium zu einer entscheidenden Beratung zusammen. Im letzten Augenblick gelang es erst, es davon zu überzeugen, daß die russischen Mitteilungen falsch waren. „Es war die Emser Depesche im entgegengesetzten Sinne", sagte Jaurès darüber, wie der „Poculaire du Centre" am 2. August 1914 in einem Artikel des Abgeordneten Pressemane berichtet hat, den dieser noch zu Lebzeiten von Jaurès niedergeschrieben hat.

Da Rußland der Anschlag mißglückt war, den Anstoß zum Kriege von Frankreich aus zu geben, mußte es ihn selbst herbeiführen. Am 29. Juli griff es zu Mobilmachungsmaßnahmen, die einer Gesamtmobilmachung nahekamen. Diese Maßnahmen wurden von der amtlichen Petersburger Telegraphenagentur am 30. Juli früh 6 Uhr ins Inland und Ausland berichtet und zugleich durch Anschlag in den russischen Staaten bekanntgegeben. Die Drahtung der Petersburger Telegraphenagentur, die mit einer sehr merkwürdigen Verspätung in Berlin beim Wolffschen Telegraphenbureau erst gegen 4 Uhr nachmittags eintraf, gab die Agence Havas schon um 10 Uhr vormittag weiter.

In der französischen Presse hatte diese Meldung ein sehr bemerkenswertes Schicksal. Der der französischen Regierung nahestehende „Temps" brachte sie im richtigen Wortlaut in der Abendausgabe vom 30. Juli; dieselbe Nummer enthielt aber einen Leitartikel, daß Rußland ausschließlich die vier Armeebezirke an der österreichischen Grenze mobilisiert habe, aber nicht mit einem Schritt darüber hinausginge; trotz dieser Mäßigung treffe Deutschland weitgehende militärische Vorbereitungen.

Die „Republique Frangaise" brachte die Meldung gleichfalls im Wortlaut, strich aber den letzten Absatz, in dem mitgeteilt wird, daß die Leuchtschiffe von Libau, Lyserort und Swalserort eingezogen, der Leuchtturm von Rensscher und die Leuchtfeuer von Rosengrund gelöscht seien. Der Sinn dieser Streichung ist klar: schon diese Ortsnamen hätten den Leser darauf aufmerksam machen können, daß es sich hier nicht um Kriegsvorbereitungen gegen Oesterreich-Ungarn, sondern um solche gegen Deutschland handelte, daß Rußland Deutschland zum Krieg provozierte.

Die „Humanité", das Hauptorgan der französischen Sozialdemokratie, nahm an der amtlichen Meldung dieselbe „Kürzung" wie die „Republique Frangaise" vor.

Zwei politisch ganz verschiedene Zeitungen, zwei anscheinend voneinander ganz unabhängige Redaktionen strichen aus einer Meldung übereinstimmend den Absatz, der symptomatisch am wichtigsten war! Aber der „Humanité" genügte das noch nicht. Sie fügte in den Wortlaut der Meldung noch eine Aenderung ein. Diese beginnt bekanntlich mit den Worten: „Der Utas des Kaisers ruft zu den Waffen"; statt dessen steht in der „Humanité": „Der Utas der teilweisen Mobilmachung ruft zu den Waffen".

Wiederum ist die Absicht der Fälschung klar. Kein Leser der „Humanité" wird nachgesehen haben, daß die russische Mobilmachung, die hier als Teilmobilmachung bezeichnet wird, von den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands nicht weniger als 41 umfaßte und nur die allerentferntesten am Ural noch ausschloß. Die Hervorhebung der Teilmobilmachung, die nochmals in der Ueberschrift der Notiz erfolgte, sollte vielmehr dem Leser den Glauben einflößen, es handele sich bloß um die vorbereitenden russischen Maßnahmen, von denen man schon wußte. Darauf arbeitete die „Humanité" genau ebenso hin, wie „Republique Frangaise" und „Temps". Sie handelten augenscheinlich nach gemeinsamer Anweisung durch das französische Ministerium des Auswärtigen.

Diese Irreführung der öffentlichen Meinung durch Fälschungen ist die französische Emser Depesche von 1914: aus der Fanfare der russischen Mobilmachung auch an der deutschen Grenze ist die Schamade gewissenhaftester russischer Zurückhaltung und Beschränkung auf Vorsichtsmaßregeln gegen Oesterreich-Ungarn geworden, um Deutschland die Schuld am Kriege aufbürden zu können.

Heilmann berichtet dann noch folgende interessante Tatsache: Er spricht von dem bekannten Extrablatt des „Berliner Lokalanzeigers" und fährt fort:

„Beachtenswert ist aber die Mitteilung der „Republique Frangaise" vom 31. Juli, daß eine Pariser Zeitung ein eben solches Alarmextrablatt bereits eine Stunde vor dem gleichen Exzeß der Sensationsgier in Berlin herausgebracht hat. Auch daß Frankreich Kriegsgeld, Papiergeld über einen und zwei Franken, bereits am 30. Juli amtlich ausgegeben hat, wird dort und in den anderen Pariser Zeitungen mitgeteilt."

Die „Drohung" des Fürsten Bülow.

Eine italienische Tatsachenentstellung durch Dokumente erwiesen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt:

„Die offiziöse „Tribuna" hat sich gegen die Feststellung des Reichskanzlers in seiner letzten Rede gewandt, daß Fürst Bülow vor seiner Abreise aus Rom der italienischen Regierung mitgeteilt habe, die italienische Armee werde in ihrem Kampf mit Oesterreich-Ungarn auch auf deutsche Truppen stoßen. Das Blatt behauptet, Fürst Bülow habe diese Drohung nur angedeutet, aber nicht in dem Augenblicke des Eintretens in den Krieg, weil sie alsdann keinen Zweck mehr gehabt hätte, sondern während der Unterhandlungen. Sie hätte als Abschreckungsmittel dienen sollen.

Da sich die feindliche Presse die Behauptung der „Tribuna" zu eigen gemacht und zum Anlaß genommen hat, zu behaupten, der Reichskanzler habe mit seiner Erklärung bezweckt, Unfrieden zwischen Italien und seinen Bundesgenossen zu stiften, so veröffentlichen wir nachstehend den Wortlaut der dem Fürsten Bülow seinerzeit erteilten Instruktion und seiner Meldung über die erfolgte Ausführung.

Berlin, 22. Mai 1915.

Wenn die italienische Regierung ihre Beziehungen zu der österreichisch-ungarischen Regierung abbricht, wollen Euere Durchlaucht ebenfalls Ihre Pässe fordern. Beim Abschied bitte ich Sie, Baron Sonnino zu erklären, Sie müßten ihn darauf aufmerksam machen, daß die österreichisch-ungarischen Heeresverbände überall mit deutschen Truppen vermischt seien und daß ein Angriff gegen österreichisch-ungarische Truppen sich also auch zugleich gegen deutsche Truppen richten werde.

gez. Bethmann Hollweg.

An Fürst Bülow, Rom.

* * *

Rom, 23. Mai 1915.

Das dortige Telegramm traf erst nach meinem letzten Besuch bei Baron Sonnino ein. Ich habe daher den Botschaftsrat v. Hindenburg beauftragt, sich dem Generalsekretär im Ministerium des Aeußern Herrn de Martino gegenüber im Sinne der mir erteilten Weisung auszusprechen.

Herr v. Hindenburg meldet mir über die Erledigung seines Auftrages:

„Herr de Martino bemerkte mir, dies sei eine sehr ernste und höchst bedauerliche Nachricht. Wenn deutsche Truppen sofort in eine ernste Aktion gegen italienische Truppen einträten, so würde das in Italien auch einen Haß gegen Deutschland hervorrufen, von dem gegenwärtig keine Rede sei. Dadurch würde zwischen beiden Völkern ein Abgrund entstehen, den viele Jahre friedlicher Annäherungsarbeit nicht würden überbrücken können. Herr de Martino war so bewegt, wie ich ihn sonst noch nie gesehen habe. Als ich ihn verließ, betonte er wiederholt, daß Deutschland und Italien keine widerstrebenden politischen Interessen hätten. Er gäbe sich der Hoffnung hin, daß der Krieg nicht zu animos geführt und auf diese Weise zu einem unheilbaren Bruch zwischen beiden Völkern führen werde."

gez. Bülow."